

16.11.97

DER TAGESSPIEGEL / SEITE W 7

Großputz

Nur die Liebesmetaphern lassen uns
lesen: Slavenka Drakulić

Slavenka Drakulić: Das Liebesopfer. Roman. Aufbau Verlag, Berlin 1997. 240 Seiten. 36 DM.

Wieder einmal sind es vor allem die Gerüche, die Erinnerungen auslösen, Duft und Gestank setzen einen Strom in Gang, ein Fließen aus Wahrnehmung und Gedächtnis, aus Reiz und Wunschvorstellung, Erleben und Gefühl. Es gehört zu den schwierigsten literarischen Übungen, einen solchen Strom über längere Zeit hinweg fließen zu lassen. Genau das ist Slavenka Drakulić in ihrem Roman „Das Liebesopfer“ gelungen. Sanft und geschickt nötigt sie uns, in den Bewusstseinsstrom ihrer Erzählerin einzutauchen. Und das ist nicht nur gut so, es ist nötig. Denn Drakulić hat einiges mit uns vor. Wir lesen die Geschichte gern, weil sie gut erzählt ist. Hören wollen wir sie eigentlich nicht. Wenn wir das merken, ist es allerdings schon zu spät. Wir sind mittendrin. Und das, wovon erzählt wird, ist längst geschehen. Drei Tage ist es her.

Eine junge Literatur-Assistentin aus Warschau trifft einen Familienvater aus São Paulo. Zwischen Polen und Brasilien liegt New York. Hier haben beide ein Forschungs-Stipendium: die große Liebe für ein Semester, 76 leidenschaftliche Tage im East Village. Zur großen Liebe gehören große Wünsche, und die sind in großen Metaphern zuhause. Es sind Metaphern, die uns bekannt vorkommen. Die junge Frau träumt davon, mit ihrem José „zu einem einzigen Wesen zu verschmelzen“, sie will die Gegenwart, die ungewisse Zukunft und „die Bleigewichte der Vergangenheit“, die sie und uns immer wieder in die Tiefen des Gedankenflusses hinunterziehen, ausschalten. „Ich fühlte mich wie in einem doppelten Mantel, als sei meine Haut von innen mit seiner Haut gefüttert.“ Liebe ist poetisch. Doch wenn die Liebe fordert, daß ihre Metaphern wörtlich

genommen werden, dann ist sie in Wahnsinn umgeschlagen. All die schönen gedachten Worte werden dann zum Menetekel.

Am Anfang des Romans steht ein Großputz gegen den Geruch des Todes, Essig im Spülwasser gegen einen Gestank, der nicht nur Erinnerungen birgt, sondern eine Tat. Die rituelle Reinigung nach dem Opfer – auch sie ist keine symbolische Handlung, sondern praktische Notwendigkeit. Ruhig und empörend selbstverständlich erzählt Drakulićs Roman vom Reifen eines Entschlusses, von der fixen Idee, „unsere Liebe ganz zuende zu bringen“. Die Tat drängt sich auf – als entsetzliche Ahnung dem Leser, als zwingende Notwendigkeit der Erzählerin, der Täterin. „Ich wußte also endlich, was ich mit José machen würde. Aber wie, das wußte ich noch nicht.“

Es genügt nicht, nur zu riechen, was man auch schmecken könnte. „Die Nahrung war ein Teil unserer Intimsphäre, unserer Gemeinsamkeit, so wichtig, wie die eigentliche Berührung.“ Und wieder eine schöne Metapher: die Idee, „daß er in mir ist, endgültig! Daß er in mir endet!“. Die junge Frau aus Polen erzählt von alledem, „als ginge es nicht um mich, wobei mir der Geschmack der eigenen Worte im Mund noch ganz frisch war“.

José schreibt eine anthropologische Studie über Kannibalismus. Auf Papua Neuguinea soll es Frauen geben, die die Leichen ihrer Männer essen. Und sie sagen dabei: „Laß deinen Körper in meinem verschwinden.“ Die Erhebung einer Handlung zum Ritual schützt vor der moralischen Krise, sprengt Schamgrenzen und Tabus. Dasselbe bewirkt der ruhige Wahn, der alles, was sich ereignet, zum schicksalhaften Wegbereiter des eigenen Entschlusses macht. „Von da an stießen wir beide auf Zeichen, die doch nur ich zu deuten wußte.“ Widerstand regt sich beim Lesen, Hoffnung auf Metaphern keimt immer wieder auf. Die Kombination aus poetischer Lakonie und suggerierter Folgerichtigkeit hat Sogwirkung. Was geschehen ist, versetzt die junge Frau auf dem Flug nach Warschau nicht in Verzweiflung, „sondern in Begeisterung“. Sie erzählt von ihrem Liebesopfer mit der Banalität des Wahnsinns, der nur die Ruhe kennt und die zwingende Eindeutigkeit, ganz gleich, was früher war, was geschehen ist, was kommen wird. Und, so der letzte Satz des Romans, „mit der Zeit wird auch der Schmerz wie der Geruch vergehen“.

HANS VON TROTHA